



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 2

Sonnabend, den 26. Eismond 1929.

Nr. 2

1) Verlobungs- und Hochzeitsbräuche als Denkmale genossenschaftlichen Lebens.

Von Dr. Siuts-Köslin.

Die Hochzeit ist das Fest aller Feste. Die Leute, die es begehen, sehen voll freudiger Hoffnung in die Zukunft. Es ist daher kein Wunder, daß gerade dieses Fest mit einer unendlichen Fülle mannigfaltigster Bräuche geschmückt ist.

Bei der Betrachtung der vollstümlichen Eheverlobung müssen wir zunächst absehen von allen sittlichen Momenten und aller Sentimentalität. Denn überall bei unserer Landbevölkerung sind die materiellen Verhältnisse für die Eheschließung maßgebend, nicht die Liebe. Geld und Gut und Rang sind fast immer für die Wahl der Braut entscheidend. Die Hochzeit hat damit zunächst eine wichtige wirtschaftliche Seite. Die Mitgift muß festgesetzt und entrichtet werden. Derjenige Teil, der durch die Vergabe der Braut um eine nützliche Arbeitskraft geschwächt wird, bedarf einer Entschädigung. Es handelt sich im Grunde um ein Kaufgeschäft, das wie jeder Rechtsakt, zeremoniell gebunden ist. Zweitens aber ist die Hochzeit ein sozialer Vorgang: die Frau geht aus ihrem Geschlechtsverband in die Sippe des Mannes über; sie tritt aus der Hausgemeinschaft ihres Vaters aus und hinein in die Hausgemeinschaft ihres Mannes; sie verläßt auch die Altersklasse der Ledigen und tritt in den Verband der Verheirateten ein. Entsprechend verhält es sich mit dem Bräutigam. Auch er kommt in eine andere Altersklasse und in die neue Gemeinschaft der Hausgemeinschaftsvorstände, in die „Nachbarschaft“. Ihren vollstümlichen, anschaulichen Ausdruck findet dies Ausgehen aus alten und dies Hineintreten in neue Verhältnisse in den Trennungs- und Aufnahmegebräuchen der Hochzeit. Sie gilt es nun zu betrachten.

Das ganze Fest gliedert sich in drei Hauptteile: 1. die Werbung, 2. die Verlobung und 3. die eigentliche Hochzeit.

Nach vollstümlicher Sitte geht der Heiratskandidat nicht in eigener Person auf die „Freite“, sondern das Geschäft besorgt eine Mittelsperson, ein Kuppler. Freiwerber heißt dieser Makler in den meisten Landschaften. In der Regel ist er ein Verwandter oder ein Freund des zu Verlobenden, oft auch der Großnecht. Bei der Hochzeit dient er später meist als Festordner. Als Lohn für seine Dienste bekommt er ein Geschenk, meistens Kleidungsstücke, insbesondere ein Hemd, früher auch wohl einen Pelz, den „Kupplerpelz“. Festlich geschmückt erscheint der Freiwerber im Hause des anzuheirathenden Mädchens. Dort bringt er sein Geschäft ungeheuer umschweifend an, indem er etwa einen Kuh- oder Schweinehandel vorschlägt oder das Suchen nach einem verlorengegangenen Tier. Eine Zusage erfolgt selten gleich; denn ein so wichtiges Geschäft muß wohl überlegt werden. Zweimal wird daher der Freier oft erst abgewiesen, erst beim dritten Mal erfolgt die Zusage. — Nun kann der Termin der Verlobung verabredet werden. Die Zeit bis dahin benutzt der hineinheirathende Teil oft, um Haus und Hof des anderen Teils zu besehen und seinen ganzen

Besitz zu prüfen. Unter Umständen, wenn man sich in dem Vermögen des andern getäuscht hat, scheidet man auch wieder von der Verlobung ab.

Die Sitte der Freiwerbung ist bei unserm Volke uralt. Schon ein Eddagedicht erzählt uns, wie der Gott Freyr seinen Diener Skirnir als Brautwerber ausschickt. Auch bei den alten Griechen bestand die

Der Schmied.

Als ein vom Weg Verirrter mach' ich halt:
Es war um Mitternacht im schwarzen Wald.

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hob den Hammer mit beruhter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es schön
Ringsum im mächt'gen Forst geheimnisvoll,
Und rief: „Mach', er'ter Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!“

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,

Und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter
Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!“

Den Hammer hob er noch zum dritten Mal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,

Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone wieder neu!“

Aus „Suttens letzte Tage“ von Conrad Ferdinand Meyer.

Sitte. Wir finden sie auch bei den Türken, den Ruthenen, den Grönländern, den Japanern und den Südeinsulanern. Es handelt sich offenbar um eine meist allen Völkern gemeinsame Sitte. Sie führt uns in unser grauestes Altertum zurück, in eine Zeit, wo wir, von der Kultur noch wenig belehrt, nicht viel anderes waren als die Südeinsulaner zum Teil noch heute sind, ein Naturvölk.

Den rechtsgültigen Abschluß des Werbungsgeschäftes bildet nun die Verlobung. Bei diesem Wort denken wir unwillkürlich an das gegenseitige Beschenken mit goldenen Fingerreifen. Das ist aber keine germanische Sitte, sondern ein römischer Brauch, der zuerst im frühen Mittelalter in die vornehmen Kreise eingedrungen, aber erst in den letzten Jahrzehnten bei unsern deutschen Bauern heimisch geworden ist.

Zur Verlobung muß stets die Verwandtschaft beider Parteien eingeladen werden. Es handelt sich also um eine Versammlung der beiden Geschlechtsverbände. Vor dieser wird der Ehe-

kontrakt abgeschlossen, indem die Aussteuer, das Mitteil und die Abfindung der Geschwister geregelt wird. Zur Befestigung dieses Uebereinkommens überreicht der Bräutigam der Braut Geschenke, z. B. Kleider, Schuhe oder eine Geldsumme, die den bezeichnenden Namen „Haftgeld“ oder „Trennpfennig“ führt. Es ist seinem Wesen nach nichts anderes als das „Handgeld“, das man einem frisch gemieteten Dienstboten gibt. Auch der Verlobungsring ist nichts anderes; ihn gibt ursprünglich daher auch nur der Bräutigam der Braut. Den Abschluß des Rechtsgeschäftes bildet wie bei jedem andern Handel nach vollstümlicher Weise die Befestigung durch das Zusammenlegen der beiden Hände, durch den Handschlag. Eine Festlichkeit mit Essen und Trinken beschließt die Förmlichkeiten, sowie man ja auch wohl nach dem Abschluß eines Handels eine Flasche Wein trinkt. Hierbei essen Braut und Bräutigam oft aus einer Schüssel, und sie „trinken sich einig“. — Danach ist nach vollstümlicher Auffassung die Ehe geschlossen, eine kirchliche Trauung ist nicht vonnöten.

Betrachten wir rückschauend noch einmal die Verlobungsgebräuche, so erkennen wir, daß die ganze Feier sich der Hauptsache nach in vier Akten abspielt: Sippenversammlung, Heiratsvertrag, Handschlag und Gemeinschaftsmahl und -trunk. Handschlag und Trunk stellen die rechtssymbolische Befestigung und damit den Abschluß der Verhandlungen über den Ehevertrag dar, über den die Sippenversammlung beraten hat. Sie bilden also die eigentliche Verlobung. Diese ist im Gegensatz zu der Werbung, die eine private Handlung darstellt, eine öffentliche Angelegenheit der Geschlechtsverbände.

Alle diese vier Teile der Verlobung lassen sich bei unserm Volke sehr weit zurückverfolgen. So finden wir die Sippenversammlung schon in dem berühmten Bericht des römischen Geschichtschreibers Tacitus über unsere Vorfahren erwähnt. Eine altdeutsche Bezeichnung für sie ist „mahal“, und der Bräutigam, der vor dieser Versammlung mit der Braut zusammengesprochen wird, heißt der „gimahalo“, d. i. unser neuhochdeutsches Wort „Gemaahl“. Auch der Ehekontrakt ist alt, natürlich nicht in seiner schriftlichen Form. Es handelt sich ursprünglich um einen Kaufvertrag, denn die Ehe war eine sogenannte „Kauffehe“. Der Bräutigam erkaufte sich die „Munt“, d. h. die Gewalt über die Braut und damit ihren Besitz von ihrem Vater. Damit löste er sie aus deren Hausgemeinschaft und führte sie in seine Hausgemeinschaft über. Noch heute nennt man in Ditmarschen die Verlobung auch „Brutkoop“. Doch scheint die Sitte des Brautkaufs schon frühzeitig abgeändert zu sein. Gewiß hängt das mit einer höheren rechtlichen Einschätzung der Frau zusammen, die dazu führte, daß man frühzeitig der Braut das Kaufgeld überließ. Schon Tacitus berichtet uns so. Doch ist diese Neuerung völlig zum

Durchbruch gekommen wohl erst im frühen Mittelalter. Diese Entwicklung scheint von den Kolonialgermanen ausgegangen zu sein, die auf dem Boden des Römerreiches eine neue Heimat gefunden hatten. Auch die Sache wird eine andere: der Kauf wird zum Scheinkauf. Nicht mehr der volle Preis wird ausgezahlt, sondern nur noch ein Teil als „Handgeld“ oder „Treupfennig“, dessen römische Form, der Verlobungsring, nun auch in Aufnahme kommt. Daß sich die Zeiten geändert haben im frühen Mittelalter, beweist ferner der Umstand, daß zu einer rechtsgültigen Verlobung nun auch ein Trugelöbniß der Brautleute gehört. Dies erfolgt nicht nur durch Rede, sondern auch durch eine Gebärde, eben durch den Handschlag. Dieses Rechtsinnbild ist die alte deutsche Schwurgebärde, der Eid. Das alte Wort für diese feierliche Verbindung durch Rede und Gebärde ist „geloben“, „verloben“. — Die volkstümliche Bekräftigung der Verlobung bildet der feierliche Gemeinschaftstrunk. Gemeinsames Essen und Trinken ist von alters her ein Rechtsinnbild einer Genossenschaft. Jede Gemeinschaft war eine Speisegemeinschaft. Auch heute noch bezeugen ja Vereine durch ein gemeinsames Festessen, daß ihre Mitglieder eine enge Gemeinschaft bilden. Bei der Verlobung wird durch den uralten Brauch des gemeinschaftlichen Essens und Trinkens der Brautleute der Wille zur Lebensgemeinschaft zum ersten Male feierlich bekräftigt: Kraft dieser sinnbildlichen Handlung verloben sich die ledigen Leute.

So war es in den ältesten Zeiten unseres Volkes, so ist es auch noch heute. Das zeigt uns, daß das Altertum auf diese Weise noch immer unter uns fortlebt. Es ist für uns keine tote, längst abgetane Zeit.

In der Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit spielen sich mancherlei Bräuche ab. Erwähnen will ich darum zunächst die Einladung zur Hochzeit. Sie ergeht an den ganzen Ort oder an alle Verwandten und die durch altes Herkommen bestimmte Nachbarschaft. Meist wird ein besonderer „Hochzeitsbitter“ mit dieser Aufgabe betraut, der alle Zeremonien genau durchführen muß, der bei seinem meist gereimten Spruch nicht stecken bleiben und der vor allen Dingen keine Person vergessen darf.

Nicht unerwähnt lassen darf ich den Polterabend, an dem Braut und Bräutigam von ihrer Altersklasse, von der „Burschenschaft“ und von der „Mädchenschaft“ Abschied nehmen. Wesentlich ist für diese Feier der Lärm. Peitschenknallen, Böller- und Pistolenschüsse, das Klirren der entzweigeworfenen Töpfe und Teller sind untrennbar mit dem Polterabend verbunden.

Zwar haben wir keine ältere Ueberlieferung über diese Sitte. Aber alle Züge weisen ein hochaltertümliches Gepräge auf. Was ist der Zweck des Heidenlärms? Die ganze Gemeinde soll von dem frohen Ereignis Kunde erhalten, d. h. also: die Heirat soll veröffentlicht werden. Ferner aber soll der Lärm die bösen Geister verschrecken und so glückver-

heißende Vorzeichen schaffen; man kann sagen, es handelt sich — wie beim militärischen Salutschießen — um eine Beglückwünschung des jungen Paares durch die Mitglieder ihrer früheren Altersklassen, von denen sie sich jetzt gerade loslösen.

Bei der Besprechung der eigentlichen Hochzeit kann ich es mir ersparen, auf die kirchliche

Trauung einzugehen. Denn diese ist lediglich eine Wiederholung der Verlobung unter gottesdienstlichen Formen, die im Laufe des Mittelalters unter der Einwirkung der Geistlichkeit sich in unsere alten volkstümlichen Hochzeitsbräuche eingelesen hat.

(Schluß folgt.)

Pommersches Volksliederarchiv.

XI

Es ging ein Jäger jagen.

1. Es ging ein Jäger wohl jagen
Dreiviertel Stund vor Tagen
Ein Hirschlein oder ein Reh,
ja, ja
Ein Hirschlein oder ein Reh.

2. Was begegnet ihm auf der Reisel
Ein Mädchen in schneeweißem Kleide,
Das war so wunderschön,
ja, ja
Das war so wunderschön.

3. Er tat das Mädchen fragen,
Ob es nicht wolle mit jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh,
ja, ja
Ein Hirschlein oder ein Reh.

4. Ach Jäger, das Jagen versteh ich nicht;
Ein andres Vergnügen versag ich nicht
Wohl auf ein andermal,
ja, ja
Wohl auf ein andermal.

5. Das tat den Jäger verdrießen,
Er wollte das Mädchen erschließen
Wohl um das einzige Wort,
ja, ja
Wohl um das einzige Wort.

(Mitgeteilt von Fräulein Mademann aus Vanzig, Kreis Schlawa.)

*

Kinderreime und Wiegenlieder.

1.
Kürim kürim Kappelstük
Us klein Rindge hült so väl.

2.
Guse, min Lure (Luderl), wat rasselt im Stroh?
Dat daue bei Pielejüstes, bei hewe kein Schauh.
Bei Schauhste hät Lerre, kein Leisten beiau,
Süs meik hei use Pielejüstes bei Schauh.

3.
Schloap Rindge, schloapl
Im Choare hoe twei Schoap,
Eie witt un eie schwatt,
Dat ussem Rindge bite wad.
Schloap Rindge, schloapl

Besonders laut und rüdrig aber ist der kleine Schiffsgeist, wenn Sturm kommt oder wenn dem Schiff sonst eine Gefahr droht; dann hört man ihn an allen Ecken und Ranten. Ueberall ist er auf dem Schiffe tätig, hilft beim Einziehen der Segel, beim Befestigen der Laine, an den Pumpen, an der Unterwinde und wo es sonst etwas zu tun gibt. Ist etwa der Schiffer in der Kajüte eingeschlafen, so fühlt er sich plötzlich von dem Klabaftermann angestoßen, daß er erwacht und auffährt und noch geschwinde anordnet, was zur Abwendung der Gefahr nötig ist.

Welch schwere Arbeiten die kleinen Klabaftermännerchen in Zeiten der Not und Gefahr zuweilen zu verrichten haben, erhellt aus der folgenden Erzählung, die Baier aus dem Munde des Nagewiger Kuhhirten Colberg im Jahre 1852 vernahm.

Zwei Schiffe liegen im Hafen. Da kommen die Klabaftermänner zusammen und erzählen sich von ihren Fahrten. „Ja“, sagt der eine, „ich habe Arbeit auf der letzten Reise gehabt: eine Seitenplanke riß los, und da mußte ich fortwährend festhalten, daß nicht das Wasser in das Schiff lief.“ — „Ach“ entgegnet der andere, „da habe ich es doch schwerer gehabt. Als wir abgesegelt waren, kam ein Sturm auf, und der große Mastbaum brach unten ab; den hob ich auf der ganzen Fahrt halten müssen.“ Der erstere wollte nicht zugeben, daß das schwerer ge-

wesen sei, und darüber kamen sie zu Zank und endlich zu Schlägerei (Wolf II S. 142).

Wenn der Klabaftermann einmal in ein Schiff eingezogen ist, weicht er von demselben nicht eher wieder, als bis es zu Grunde geht oder abgewrackt wird. Ja, man meint, so lange ein solcher Schiffsgeist auf dem Schiffe und gut Freund mit der Mannschaft ist, geht das Schiff überhaupt nicht unter und jede Fahrt gelingt. Aber der Klabaftermann ist, wie alle Geister, auch der zukünftigen Dinge kundig. Wenn er merkt, daß sein Schiff trotz aller Mühe und Arbeit nicht mehr zu retten ist, so verläßt er es endlich. Auch hierbei zeigt er noch seine Freundschaft für das Schiffsvoll. Denn da man ihn nicht sehen kann, so steigt er auf den Mast, so hoch er kann, und stürzt sich dann von oben her mit großem Geräusche vom Schiffe in das Wasser, damit man ihn hören kann. Einige sagen, er steige bei solcher Gelegenheit auf die äußerste Spitze des Bugsprits und springe von dorthin in die See. Wer ihn aber dort sehe, mit dem sei es für immer aus.

Wenn nun der Klabaftermann das Schiff verlassen hat, dann weiß das Schiffsvoll, daß es mit dem Fahrzeug ein Ende hat. Es legt jetzt keiner mehr Hand an, denn Rettung des Schiffes ist nicht mehr möglich. Jeder sucht nur sich selbst zu retten,

3) Der Klabaftermann.

Von Prof. Dr. A. Haas.

(Fortsetzung.)

Zuweilen ist er aber auch in übler Laune: Dann macht er einen greulichen Lärm, wirft mit Brennholz, Rundhölzern und anderen Sachen umher, klopft an die Schiffswände, vernichtet manches, hindert die Arbeiter, ja gibt den Matrosen unsichtbar heftige Ohrspeigen. Von diesem Lärm, meint man, heiße er der Klabaftermann (Müllenhoff).

Auf einem Schiffe, das sich mitten auf See befand, klingelte der Kapitän dem Schiffsjungen: „Bringe mir eine Flasche Wein und zwei Gläser!“ — „Zwei Gläser, Kapitän?“ fragte verwundert der Schiffsjunge; „Ihr seid ja allein, wie, kriegt Ihr denn Leuch?“ Der Kapitän befahl ihm zu gehen und zu tun, wie er geheiß. Als der Junge nun mit der Flasche und den Gläsern wieder in die Kajüte trat, da saß da der Schiffsgeist bei dem Kapitän, und beide sprachen miteinander; der Kapitän schenkte ein, und sie tranken miteinander (Müllenhoff Nr. 500). Diese Erzählung ist ein Beweis dafür, daß der Klabaftermann nicht nur mit den gewöhnlichen Matrosen, sondern auch mit den Schiffsleitern gute Beziehungen unterhält.

4/ Pommern in der Literaturgeschichte.

Von Paul Wendlin.

Als erste pommersche Literaturerzeugnisse sind die Kolbager Annalen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu nennen; spätere Chroniken haben uns die Niederschriften der Klöster Neuenkamp, Marien-Tron, Ramin und Budagla geliefert. Die Descriptio Gryphiswaldensis gibt uns nähere Nachrichten aus der Zeit des rügenschon Erbfolgekrieges von 1326 bis 1328. Städtische Urkunden sind leider häufig durch Brände vernichtet worden. Die ältesten pommerschen Urkunden sind im Pommerschen Urkundenbuche gesammelt. Nachdem Johannes Bugenhagen, welcher auch die Bibel ins Niederdeutsche überlegte, die erste zusammenhängende Geschichte Pommerns in lateinischer Sprache geschrieben, verfaßte Thomas Ranzow (gest. 1542) zunächst in niederdeutscher und dann in hochdeutscher Sprache seine Chronik von Pommern (Pomerania). In neuester Zeit hat Martin Wehrmann eine Geschichte von Pommern herausgegeben, die, an der Hand der neuesten wissenschaftlichen Forschungen aufgestellt, ein äußerst umfangreiches und zuverlässiges Material enthält, das eine sichere Grundlage für alle weiteren Forschungen bietet.

Die ersten Anfänge der pommerschen Dichtkunst finden wir im Mittelalter, als die Blütezeit der ritterlichen Dichtkunst und des Minnesanges in Deutschland zu Ende ging. Nun entstanden zahlreiche Sagen, Märchen und Volkslieder. Der erste bekannte pommersche Dichter ist Wizlaw III., der letzte Fürst von Rügen (1266 bis 1325). Seine Minnelieder und Sprüche sind in niederdeutscher Sprache geschrieben. Von den Rittersen ging die Dichtkunst in die Hände der Geistlichen und Gelehrten über, die ihre Lieder und Dramen hauptsächlich in lateinischer Sprache niederschrieben. Im 16. und 17. Jahrhundert trat die Dichtung besonders im Kirchenliede hervor.

In der deutschen Literatur hervorragende pommersche Dichter waren in der friderizianischen Zeit Oswald Christian von Kleist und Karl Wilhelm Ramler. Durch die Lieder dieser beiden Dichter weht ein echt preussischer, nationaler Zug. Kleist war im Jahre 1715 in Zehlin bei Köslin geboren, wurde Offizier und starb als Major im Jahre 1759 in Frankfurt a. d. Oder an seinen in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden. Sein bestes Gedicht ist „Der Frühling“. Hervorzuheben ist auch seine Ode „An die preussische Armee“. Durch seine Liebeslieder und Oden geht ein elegischer Ton. Karl Wilhelm Ramler war im Jahre 1725 in Kolberg geboren, Professor der schönen Literatur zu Berlin, wo er im Jahre 1798 starb. Neben seinen Liedern, Oden und Sentenzen sind seine Uebersetzungen des Horaz und anderer römischer Dichter zu erwähnen.

Am der Wende des 18. Jahrhunderts treffen wir

Ernst Moritz Arndt, den Sohn eines früher leib-eigenen Bauern, im Jahre 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren, der mit tiefer Religiosität und echt pommerschem Bauernstolz das Volk gegen die französische Fremdherrschaft aufzurütteln versuchte. Er war Professor der Geschichte in Greifswald und später in Bonn. Als sein „Geist der Zeit“ erschienen war, mußte er vor Napoleon flüchten, tauchte aber bald wieder in der Heimat auf. Er starb 1860 in Bonn. Seine Kriegsliteratur wurzelt tief im Volkstum. Viele seiner Gedichte sind in die Kommersbücher übernommen. Seine Vaterlandslieder sind bekannt. Von ihnen sei nur genannt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, von seinen prosaischen Schriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“. Ernst Moritz Arndt können wir mit Recht zu den berühmten Freiheitskämpfern zählen. Auf dem Rugard bei Bergen auf Rügen und in Stettin sind ihm Denkmäler errichtet.

Von den pommerschen Dichtern des 18. Jahrhunderts seien noch neben Haken und Spalding der Schauspieler Brandes und der Romantiker Runge genannt. Letzterer hat sich auch als Maler einen Ruf erworben.

Einen größeren Anteil an der Literatur nehmen die pommerschen Dichter im folgenden Jahrhundert. Zunächst ist Arnold Ruge zu erwähnen, dem es ebenso wie dem plattdeutschen Dichter Frig Reuter erging. Beide hatten wegen Beteiligung an politischen Strömungen der Jugend eine mehrjährige Festungsstrafe zu verbüßen. Hervorragende Dichter dieser Zeit sind Robert Eduard Prutz und Christian Friedrich Scherenberg. Prutz, der im Jahre 1816 in Stettin geboren war, gehört zu den politischen Dichtern. Von 1849 bis 1859, in welchem Jahre er wieder nach Stettin übersiedelte, war er Professor der Literaturgeschichte in Halle. Er starb im Jahre 1872 in Stettin. Von seinen Romanen ist „Der Bauernkönig“ der bedeutendste. Neben den von ihm verfaßten Bühnenwerken haben seine lyrischen Gedichte einen hervorragenden Wert. Scherenberg war im Jahre 1798 in Stettin geboren; er war Schriftsteller in Berlin, bis ihm Friedrich Wilhelm IV. eine Stellung in der Bibliothek des Kriegsministeriums verschaffte. Er starb im Jahre 1881 in Zehlendorf. Bekannt wurde er durch seine Schlachtenepen Waterloo, Vigny, Leuthen und Hohenfriedberg. Seine größte Bedeutung liegt jedoch in seiner Lyrik. Außer Scherenberg ist als nationaler Dichter noch Meinhold als Vorläufer des Naturalismus zu nennen, der Schauspiele über Wallenstein und Friedrich den Großen schrieb.

Als Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts seien noch genannt: Giesebrecht mit seinen häuslichen Stimmungsbildern, Ernst Scherenberg mit

patriotischen und Brunold mit vollstimmlichen Gedichten, darunter das bekannte Heidegrab, Tiburtius und Alwine Wuthenow mit plattdeutschen Gedichten, ferner der Reuterregitator und Literaturhistoriker Falleske sowie die Geschichtsschreiber Beizke und Droyßen.

Die neuere pommersche Literatur beschäftigt sich in dankenswerter Weise immer mehr mit der Heimat und ihrer Eigenart. Als Heimatdichter ist Konrad Telmann (Zitelmann) zu nennen, während der Pessimist Richard Voß abseits der Heimat steht. Hans Hoffmann und Arthur Brausewetter schöpfen in ihren Romanen und Novellen aus dem pommerschen Leben, während Konrad Maß uns in die Vergangenheit führt. Heinrich Bandlow und Elisabeth von Dergen bringen plattdeutsche Literatur. Von den zahlreichen Schriftstellerinnen sind noch zu erwähnen: Katharina Zitelmann, Klara von Sydow, Margarete Wolff und Anna v. Bonin (Pseudonym Hans Berber). Die historischen und patriotischen Romane der Frau v. Bonin werden in weiten Kreisen mit Vorliebe gelesen.

Neben seinem Freunde Bloch sei noch als letzter, und zwar als einer der bedeutendsten pommerschen Dichter Hans Benzmann genannt, der am 7. 1. 1926 in Steglitz gestorben ist. Im Jahre 1869 zu Kolberg geboren, hat er noch kurz vor seinem Tode seine Vaterstadt durch Herausgabe seines Heimatbuches „Kolberg“ geehrt. Weit bekannt sind seine „Evangeliensharmonie“, seine Heidelieder, Balladen und Legenden. Von seinen literarhistorischen Arbeiten sind seine Schriften über die Ballade zu nennen. Seiner von ihm geliebten pommerschen Heimat gilt die von ihm mit eindringlicher Kenntnis muster-gültig gestaltete Anthologie „Pommern im deutschen Liede“. Allzufrüh ist dieser feinsinnige und tief religiös veranlagte pommersche Lyriker durch den Tod aus seinem lebensreichen Schaffen gerissen.

Noch viele sind, die wegen des knappen Raumes hier nicht aufgeführt werden können. Auch sie haben durch ihr Können und ihre geistige Arbeit dazu beigetragen, daß Pommern in der deutschen Literaturgeschichte einen achtungswerten Platz einnimmt.

Die kleine Stadt am Abend ...

Weit draußen, in verhältnismäßig großer Entfernung von den ersten Häusern der kleinen Stadt, in der es sonst keine Entfernungen gibt, liegt der Bahnhof. Weise Stadtväter verlegten ihn einst dorthin, damit er die Stadt in ihrer späteren Ausdehnung nicht hindere, trotzdem für diese Ausdehnung keinerlei Voraussetzungen gegeben waren. Sie hat keine Industrie, liegt auch nicht an der Haupt-

so geschwinde er kann; denn man weiß auch, daß der Klabaubermann bis zum letzten Augenblick bei dem Schiffe und bei der Mannschaft aushält (Semme S. 301 f.).

Eine von der bisherigen Darstellung völlig verschiedene Auffassung vom Wesen und Charakter des Schiffsgeistes finden wir in einer vorpommerschen Uebersetzung, die E. M. Arndt in seinen Märchen und Jugenderinnerungen II S. 64—66 poetisch aus-geschnitten wiedergegeben hat. Wie nämlich der Hausgeist, der Pul und der feurige Drak, zuweilen als böser Geist, ja geradezu als Teufel aufgefaßt und bezeichnet wird, so erscheint auch der Klabaubermann in dieser Sage als ein böses, teuflisches Wesen, das dem ihm ergebenen Schiffer ein böses Lebensende bereitet. Die Sage lautet, stark gekürzt, also:

In Barth lebte ein Schipper Hinrich Gau, das was de glücklichste un vörwegenste Schipper in der ganzen Ostsee, dem oof alles to Faden leep. Se unnerstund sich, wat keen anner Schipper dörfte, un se seden, he kann mit allen Winden segeln un, wenn he wull, oof wedder den Strom. So was he denn jümmer de Erste up den Platz un makte de besten Frachten un wurd in weinigen Johren een riker Mann, dat se em den riken Schipper edder den riken Gau nömden.

Dat Ding hadd äwerst sinen eegenen Haken. Denn de Lüde munkelten so wat van eenem blanken Käwer edder eener grönen Pogg in eenem Glase; un dat was sin Pul, de em den Wind un dat Glück makte, un de Matrosen wullen dat düwelsche Ding unnerwielen sehn hebben, wenn't stief weihde edder de Nacht gefährlich düster was, wo't as een lütt winzig Jüngken in eener swarten Jacke, eener roden Müß up'm Kopp up dem Schipp herümmerleep un alles nahsach, edder oof as een old gris Männken mit eener kridwitten Parüü up den Kopp am Stür-roder satt un in den Häwen keel un dem Schipp den Weg wieste.

Un se vörtellen oof, dat de Schipper sine blanken un grönen Düwelskramaten sehr prächtig plegde in eenen aparten Schrank in siner Koje, wo keen Mensch hensnuwen dörfte, un dat he en da jümmer söten Muskatwin un Rosinen un Figen hendrog.

Dat Glück was up disse Wis' mit dem Schipper Gau up der Fahrt west, äwerst toleß vörsach he sich eenmal, un de Düwel slippte em los. Sipper Gau was mit eener riken Ladung ut England kamen, un sin Schipp lag up dem Strom der Sundischen Rheebe vör Anker. He was eenen Dag in de Stadt fohren, un Gott weet, wo't geschach — he was in een wölst Gelag geraten, dat he Schipp un Pul un de ganze

Welt vörgatt. So hedd unser Schipper twee utge-lagene Dage in Stralsund vödrunken, un sine Pinger, de he hungern let, weren grimmig worden, hedden de Gläser zerbraken, worin se seten, un bl'fen eenen Sturm up, dat dat Schipp anfang, mit allen Segeln to speelen, un sich van allen Anfern loeret. De Lüde vorwunderden sich, wo dat Schipp ruw-küfelde as een Swin, dat to välen Brannwinstbarm sapan het. Un et wurd een grot Geschrei, un väle Schippers leepen herbi un oof Schipper Gau.

He kreeg flugs een paar von sine Matrosen un eenige annere Waghälse tohoop, löste sin Boot un reep: „Frisk, Jongs, frisk! Wenn id an Börd kam, schäl mine Kerls woll wedder to Loch; se kennen min Kommando woll.“ Un Gau kam richtig an dat Schipp, dat sich jümmer rundüm küfelde, as wenn't in eenen Strudel staet. Alle annern Schipp rührden sich nich, as wenn för se keene Luft weihde, un was een heel moj Wäder. Äwerst de kede Gau hadd sich ditmal to väl vörmoten: sine Bürschchen, de vör Hunger so grimmig waren, leeten sich von em nich hissen un nich loden; se makten jümmer gewaltigeren Sturm un dülkere Arbeit un küselten toleß so arg, dat dat Schipp mit Mann un Muus togrund ging.

(Schluß folgt.)

Pommersche Ansiedler in Ostpreußen.

schlagader der Welt. Sie ist vielmehr ein verschlafenes Landstädtchen ohne „Umgebung“. Aber vielleicht wird sie später einmal „Dufikurort“ für zant- und ruhesüchtige Hypochonder und füllt dann nach und nach die weiten Raumsalten bis zum Bahnhof aus, wie eine Raupe ihre anfangs viel zu große Hülle, aus der aber dann einmal der schimmernde Schmetterling hervorschlüpft. — — —

Heute liegt der Bahnhof aber noch genau so weit entfernt von der Stadt wie vor 10 Jahren oder auch 20, und die Lichter, die ihn notdürftig erhellen, flattern ängstlich in der Schwärze des Herbstabends wie Sehnsuchtssträume eines schlüchternen kleinen Mädchens. Kommt ein Windstoß, dann flackern Lichtbindel auf, greifen mit langen Fingern in die Dunkelheit wie die schmalen Hände einer blaffen Frau in die Beere ihres lieblosen . . .

Weißer Birkenleib steht aufgereiht wie Stadtsoldaten am Eingang der Stadt, erstarrten vor Schreck im großen Licht der Scheinwerfer eines Autos, das sich hierher verirrt hat und nun vorsichtig und langsam die dunkle Straßenzelle mit seinem Licht abtastet. Nur einige kleine, hreckhafte Herzblätter lösen sich aus der herbstgelben Lohe ihrer Baumkronen, taumeln rührend ängstlich einen Papier-schnitzelreigen im weißen Licht des Autos, das über ihre goldgelbe Hilfslosigkeit achtlos hinwegfährt.

Die Zeit scheint stillzustehen in der kleinen Stadt. Nichts hat sich verändert und man weiß nicht, ob man all das gestern gesehen hat oder schon vor vielen Jahren. Alles ist daselbe geblieben, das ehrwürdige Kopfsleinplaster und der mit nachtschwarzem Feuer umflammerte Hausgiebel — vielleicht sind es auch noch dieselben Menschen. Noch immer führen die wenigen trübten Gaslaternen ihren ausichtslosen Kampf gegen die Dunkelheit. Mürrisch und unwillig blinzeln sie jetzt in die ungewohnte Helle des Scheinwerfers, als fühlten sie plötzlich die Trostlosigkeit ihrer eigenen Existenz.

Wie ein Habicht unerwartet in ein schlafendes Hühnervolk stößt, so überfällt das Auto mit seinem großen Licht die kleine Stadt, die nun erschreckt aufklattert ob der ungewohnten Störung. Unwillig grollt die Holzbrücke, über die jetzt langsam tastend das Auto gleitet. Irgendwo in der Dunkelheit poltert ein unsichtbares Mühlenwehr das einzige Zugeständnis der kleinen Stadt an die moderne Zeit der technischen Ausnutzung von Naturkräften. Im „Schwarzen Adler“ kräht ein Grammophon den Musikschlager von vorgestern.

Das Auto wirft eine breite, milchweiße Lichtstraße quer über den herzigen kleinen Marktplatz mit Rathaus und Denkmal, der im Dämmerdunkel einer einzigen Gaslaterne jahrhunderte alte Träume spinnt. — — Schon nimmt die Chaussee das Auto wieder auf, das den Frieden der kleinen Stadt bedrohte. Und während die Taxameterruhr auf 80 zeigt und die vorbeischießenden Chausseebäume wie schlängelnleibige Fabelwesen mit phantastischen Armen den Störenfried der kleinen Stadt davonscheuchen, schaut vorsichtig die Mondsäkel hinterm Kirchturm hervor auf die friedliche kleine Stadt. Und der Abend zehrt silberne Fäden der Poesie um alles Schöne und alle Plattheiten der kleinen Stadt, die in ihrer Tages-Enge wohl bedrückt, aber jetzt am Abend heimlicher Poesie voll scheint . . .

Eva Wisser.

Bericht über die Mitgliederversammlung des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege.

In der Mitgliederversammlung des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege am 14. Januar erstattete der 1. Vorsitzende Dr. Schulz den Jahresbericht und der Schatzmeister Buchhändler Hoffmann den Kassenbericht. Ueber beide wird noch besonders berichtet werden. Der Archivar, Herr Spielberg, brachte zu dem Jahresbericht, der sich zum großen Teil mit der Arbeit an der Einrichtung des neuen Museums befaßte, noch einige Ergänzungen, indem er noch einige wichtige Erwerbungen erwähnte, z. B. das alte Kösliner Stadtsegel, ein altes Bild vom Marktplatz und vorgeschichtliche Funde. Die Versammlung sprach ihm sowie Herrn Hoffmann für ihre mühevollen und entsagungsvollen Arbeiten Dank aus. — Die Versammlung wählte darauf den alten Vorstand, der jahungsgemäß seine Ämter nie-

Ostpreußen ist deutsches Kolonialland. Deutsche aller Stämme haben seit Beginn des 14. Jahrhunderts, geleitet und betreut von dem deutschen Ritterorden, das Land zwischen Weichsel und Memel besiedelt und in Kultur genommen. Als der Orden das Land betrat und besiedelte, fand er das Volk der Preußen vor. Mit der Unterwerfung und Christianisierung desselben erfolgte gleichzeitig eine in- und extensive Besiedelung des Landes durch deutsche Ansiedler, deren Endergebnis die Auffaugung des Preußenvolkes war. Man schätzt, daß zur Zeit der ersten Tannenbergschlacht im Jahre 1410 222 000 Preußen neben 350 000 Deutschen östlich der Weichsel lebten. Wenn man einen Blick auf die Karte der Ostmark wirft, so findet man Ortsnamen, die teils einen preußischen, teils einen gemischt preußisch-deutschen Ursprung haben, auch Ortsnamen, die ein rein deutsches Gepräge haben und vielfach Fingerzeige über die Herkunft der deutschen Ansiedler geben. Wie der deutsche Ritterorden Mitglieder aus allen Teilen und Landschaften des deutschen Reiches erhielt und in seinen Reihen zählte, so kamen auch Ansiedler aus allen Gauen desselben nach dem Preußenlande. Man wird das wohl auf die Beziehungen der Ritter zu ihrer Heimat zurückführen dürfen. Wir finden in Ostpreußen Ortsnamen, die man auch in Pommern findet, die aber älter sind, also aus der Zeit stammen, ehe man sich westlich der Weichsel um das Preußenland zu kümmern anfing. Der Gedanke an eine Uebertragung durch Einwanderer liegt wohl dabei sehr nahe. Vielleicht nannten die Ansiedler die Orte zur Erinnerung an ihre alte Heimat. Da die Geschichte der ersten Besiedlung noch nicht völlig erforscht ist, so muß man allerdings bei einer Vermutung bleiben. Die neuere Besiedlung gibt uns genaueren Aufschluß.

Mancherlei Schicksale haben Ostpreußens Boden im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht. Viele Kriege forderten unzählige Menschenopfer von der Bevölkerung. Als der Große Kurfürst sich im Schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg den Schweden angeschlossen hatte, verlusteten die Tartaren, die Bundesgenossen der Polen, 13 Städte, 240 Ortschaften und schleppten 28 000 Menschen in Gefangenschaft für damalige Verhältnisse enorme Zahlen. Mißwachs, Hungersnot und Seuchen rafften außerdem Tausende und Abertausende dahin. Schlimmer noch waren die Verheerungen der Pest in den Jahren 1709 und 1710, welche weite Landstriche im östlichsten Teile der Provinz Ostpreußen in eine Einöde verwandelte. Pom-

derlegte, mit Ausnahme des Schriftwirts, Herrn Venski, der wegen Ueberlastung sein Amt schon niedergelegt hatte, wieder. Als Schriftwart wählte sie den Unterzeichneten. Der Vorstand besteht nun also aus folgenden Herren: Dr. Schulz 1. Vorsitzender, Reg.- und Baurat Goehry 2. Vorsitzender, Spielberg Archivar, Buchhändler Hoffmann Kassenwart, Dr. Siuts Schriftwart. Darauf sprach Dr. Siuts über „Verlobungs- und Hochzeitsbräuche als Denkmale alten genossenschaftlichen Lebens“. Der Vortrag wird in der Heimatbeilage abgedruckt werden, so daß sich ein Bericht erübrigt.

An den Vortrag schloß sich eine rege Aussprache an, in welcher S. Gelegenheit hatte, auf viele Fragen nach näherer Auskunft zu geben. Es ergab sich, daß auch in unserer Heimat noch manch alter Hochzeitsbrauch lebendig ist, daß andererseits aber auch mancher Brauch, der einst im Schwange war, verschwunden ist. Es herrschte Einstimmigkeit darüber, daß es unsere Aufgabe sein muß, solche alten Gebräuche, wenn es noch möglich ist, zu erhalten, weil sie ein Stück unseres heimischen Volkstums sind. — Auch in dem „nichtoffiziellen Teil“ des Abends erörterte man Fragen des Heimatpflege. Insbesondere richtete Herr Spielberg das Augenmerk der Mitglieder auf die Gefahr für die Pflanzen- und Tierwelt in und am Mühlgraben und Jamunder See, welche die Abwässer der Papierfabrik verursachen können. Wenn man sich zwar auch darüber einig war, daß bei dieser Frage auch der sozialpolitische Standpunkt berücksichtigt werden müsse, so herrschte doch Einigkeit darüber, daß vom

mern fanden mit andern deutschen Stämmen in Ostpreußen eine zweite Heimat. Nach der Nationalitätstabelle vom Jahre 1738 waren Pommern in nachstehenden Ortschaften in der Gegend des Pregelursprungs und der Tiltiter Niederung angesiedelt: Gr.-Warningken, Balgkehmen, Christiankehmen, Jagestein, Radtschen, Jocknen, Antanischken, Wablen, Rissen, Szapten, Tarpupöhnen, Nidelischken, Anglopöhnen, Ostrowen, Gerwischen, Pagramuttschen, Schatmehlen, Lenplauten, Martischken, Doblinschen, Karhaninglen, Lashen, Septienlöpen und Baubeln. Bis zum heutigen Tage haben sich die Familiennamen der pommerschen Ansiedler in Ostpreußen erhalten. Die Namen der Einwanderer, deren Familien noch jetzt in Ostpreußen bestehen, sind: Altman, Bartel, Becker, Böde, Buch, Deger, Habant, Koplin, Krüger (Michel und Peter), Laaps (Peter), Lehmann (Georg), Lidtke, (Christoph), Röttinger (Dietel), Ruchell (Jacob), Schag (Michel), Steffenhagen (Georg), Thimm (Hans), Tüffe (Jacob), Ulrich (Daniel), Voigt, Wüstenei (David), Wulff (Joachim), Zellin (Joachim), Zuster (Christoph). Einige dieser Nachkommen sind heute in Ostpreußen wohlhabende und angesehenere Großgrundbesitzer.

Die mannigfache Mischung der Bevölkerung Ostpreußens ist für die Entwicklung des Landes von großer Bedeutung gewesen, da die Bewohner in den Stand gesetzt wurden, nach zur mancherlei Richtung von einander zu lernen. Der rastlosen Tätigkeit Friedrich Wilhelms I. ist die Neubesiedlung des Grenzlandes Ostpreußen zu danken. Er hat in dem entvölkerten Osten nicht weniger als sechs neue Städte, 332 Dörfer und 49 Domänenämter begründet, 11 Kirchspiele eingerichtet und 24 Wassermühlen erbaut.

Die Frage der Besiedlung Ostpreußens ist wieder zeitgemäß geworden. Ostpreußen leidet nachweislich unter Entvölkerung und ist kaum in der Lage, den für seine Landwirtschaft notwendigen Nachwuchs zu liefern. Immer wieder und wieder ist darauf hingewiesen, daß eine kräftige und zielbewusste Siedlung das A und O jeder Ostmarkenpolitik ist. Das mittelalterliche Volkslied: „Naer Dostrand willen wij rijden“ gilt jetzt wieder als Parole für die Siedler:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn,
Wohl über die grüne Heide,
Da werden wir uns besser stehn.“

Hermann Binf.

Standpunkt des Naturschutzes auch eine Schädigung unserer heimischen Pflanzen- und Tierwelt sehr bedauern wäre. Als der Vorsitzende die Versammlung schloß, konnte er in Aussicht stellen, daß er sich bemühen werde, wieder häufiger die Mitglieder zu Vortragsabenden zu versammeln. Der nächste wird wahrscheinlich im Februar stattfinden.

Dr. Siuts.

Heimatbücherei.

Kulturen und Völker im vorgeschichtlichen Pommern. Von Dr. Wilhelm Pechsch. 24 S. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1929.

Der Verfasser, Privatdozent für Vorgeschichte in Greifswald, gibt in dem Aufsatz, der zuerst in „Unser Pommernland“ erschien, eine kurze, gemeinverständliche Uebersicht über die Vorgeschichte unserer Heimatprovinz. Das Heft kann für eine erste Orientierung auf dem Gebiete empfohlen werden. f.

Am Viehler Strand. Ein Landschaftsbild aus dem Rügenwalder Amt. Von Karl Rosenow. 31 Seiten. Verlag Albert Mews in Rügenwalde.

Konvektor Rosenow kennt Land und Leute des Rügenwalder Amtes und versteht es, ein lebendiges Bild des schönen Landstrichs am Ostseestrand zu entwerfen. Wer das Büchlein gelesen hat, läßt es nicht dabei bewenden, nimmt Hut und Wanderstab und sucht selbst die Stätten auf, die der kundige Führer uns geschildert hat. f.